Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 86 (1992)

Artikel: Theologische Entwicklungslinien in der Schweiz von 1880-1965

Autor: Leimgruber, Stephan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-130235

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Theologische Entwicklungslinien in der Schweiz von 1880–1965*

Stephan Leimgruber

Betrachtet man die Personen und die theologischen Gedanken, die in diesem Zeitraum vom kleinen Land Schweiz ausgingen und die sich auf Europa und teilweise weiter noch ausbreiteten, so ist man erstaunt ob der Fülle und des Reichtums. In ebenso grossem Masse, wie sich Schweizer Theologen vom europäischen theologischen Raum inspirieren liessen, haben sie diesen auch selbst mitgeprägt. Theologen wie der Dialektiker und Dogmatiker Karl Barth, die Religiös-Sozialen Hermann Kutter und Leonhard Ragaz, die Exegeten Adolf Schlatter, Walther Zimmerli, Eduard Schweizer und Herbert Haag haben die theologische Landschaft mitgestaltet. Auch die bedeutenden katholischen Systematiker Hans Urs von Balthasar, Charles Journet, Josef Feiner, Franz Böckle, Magnus Löhrer und Hans Küng beeinflussten die europäische Geistesgeschichte. Zahlreich sind die Impulse für die Ökumene, die von Otto Karrer, Oscar Cullmann, Jean-Louis Leuba, Jean-Jacques von Allmen und Lukas Vischer ausgingen; ferner die Anstösse zu einer interkulturellen Theologie von Johannes Beckmann, Walbert Bühlmann und Walter J. Hollenweger, die Gedanken für eine gemässigt feministische Theologie von Marga Bührig und Else Kähler sowie spirituelle Impulse von Roger Schutz und anderen.

Summarisch werden im folgenden einige theologische Strömungen in der deutschsprachigen und welschen Schweiz behandelt und mit Theologen in Verbindung gebracht, wobei die drei staatlich

* Dieser Artikel basiert hauptsächlich auf dem Werk Stephan Leimgruber/Max Schoch (Hg.), Gegen die Gottvergessenheit. Schweizer Theologen im 19. und 20. Jahrhundert, Basel/Freiburg/Wien 1990. Die Hauptautoren sind darin biographisch und vom Werk her erschlossen. Ich verzichte deshalb auf Anmerkungen.

anerkannten Konfessionen, die römisch-katholische, die christkatholische und die evangelisch-reformierte im Vordergrund stehen. Vorangestellt seien Bemerkungen über die Orte des theologischen Schaffens.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die evangelisch-reformierte Theologie bereits an sechs staatlichen Universitäten vertreten: in Basel (seit 1460), in Zürich (seit 1525), Bern (1528), Lausanne (1536) und in Genf (seit 1559), also seit der Reformationszeit an fünf Orten; dazu in Neuenburg seit 1874, genau im gleichen Jahr, in dem der Staat Bern eine zweite theologische Fakultät eröffnete, und zwar zugunsten der christikatholischen Konfession.

Römisch-katholischerseits wurde ursprünglich in den Klosterschulen (z.B. St. Gallen; Einsiedeln, wo bis heute eine theologische Lehranstalt besteht) und seit der Gegenreformation an den Jesuitengymnasien (Luzern, Fribourg, Porrentruy, Solothurn und Brig) Theologie gelehrt und gelernt. In Fribourg, Solothurn und Luzern entstanden daraus diözesane Priesterseminarien, von denen Solothurn 1870 geschlossen und Fribourg 1890 der neu gegründeten katholischen Universität eingegliedert wurden. Das Churer Priesterseminar existiert seit 1807 und wurde 1968 in den Rang einer Theologischen Hochschule erhoben. Luzern wurde 1970 als Theologische Fakultät ausgebaut und mit dem akademischen Gradverleihungsrecht ausgestattet. Aus diesen Hinweisen geht hervor, dass sich die Theologie in ihrer Wissenschaftlichkeit und in Auseinandersetzung mit den aufblühenden Natur- und Gesellschaftswissenschaften auf protestantischer Seite früher und reicher entfalten konnte als auf katholischer Seite. Doch gingen etwas später auch auf katholischer Seite, besonders auf dem Weg zum II. Vatikanum, manche Theologen von Format hervor.

Theologie wurde also vornehmlich an theologischen Fakultäten und Priesterseminarien betrieben. Ausserdem gab es in der Schweiz eine Reihe namhafter theologischer Denker, die mehr zurückgezogen arbeiteten, vielleicht einzelne Lehraufträge erhielten, aber keine staatlich abgesicherten Lehrstühle: Hans Urs von Balthasar, Otto Karrer, Oskar Pfister, Charles Journet und in einem gewissen Sinne auch Walter Nigg. Nicht zu vergessen sind die vielen Schweizer Theologen an ausländischen Fakultäten (Viktor Cathrein in Holland, Philip Schaff in Amerika, Adolf Schlatter, Hans Küng und Herbert Haag in Tübingen, Rudolf Bohren in Heidelberg, Walter

J. Hollenweger in Birmingham und die beiden Magnus Löhrer und Walbert Bühlmann in Rom), die aber oft über die Schweizer Studentinnen und Studenten in unser Land zurückwirkten. Gleichsam als Gegenleistung haben uns die Nachbarländer zahlreiche Theologinnen (Marga Bührig und Else Kähler aus Deutschland) und Theologen (Oscar Cullmann aus Frankreich, Gerhard Ebeling und Otto Karrer aus Deutschland) überlassen, die sehr viel zur Entfaltung des theologischen Denkens beigetragen haben.

1. Theologie in «einer Art Winterschlaf» in der Zeit von 1880 bis und mit Erstem Weltkrieg?

In den ersten vier Jahrzehnten, die hier zur Sprache kommen, sind in beiden Hauptkonfessionen weder herausragende Gestalten noch ausserordentliche Ereignisse oder Publikationen anzutreffen. Vielmehr haben sich die römisch-katholische Theologie in der Neuscholastik und die evangelisch-reformierte Theologie in der sogenannten liberalen Theologie im Gleichschritt fortbewegt und – nicht nur zum Guten – verfestigt. Neu hinzu tritt das theologische Denken innerhalb der christkatholischen Kirche, das allerdings sein eigenes Profil erst noch suchen musste.

Aufgrund der Bedrohungen, Angriffe und Verletzungen im Kulturkampf und der daraus folgenden Einigelung der katholischen Kirche in einer religiösen Subkultur verweigerte die katholische Theologie zunächst eine Auseinandersetzung mit dem Gedankengut der Moderne. Die ultramontane Ausrichtung nach Rom legte eine theologische Fundamentierung in der Neuscholastik nahe. Um keinen Preis wollte etwa Eugène Lachat (1819–1886), Bischof von Basel von 1863 bis 1884, dem die katholische Bevölkerung grossmehrheitlich ergeben war, von der auf dem I. Vatikanum dogmatisierten Infallibilität und vom päpstlichen Jurisdiktionsprimat abrücken. Papst Leo XIII. hatte das Werk und Denken des Thomas von Aquin in der Enzyklika «Aeterni patris» (1879) zur «philosophia perennis» erhoben und in ihm das beste Kampfmittel gegen die modernistischen Zeitirrtümer erblickt. So kam es zu einer wahren Thomas-Renaissance. Die Philosophie der Scholastik wurde zum alleingültigen und

amtlich legitimierten Instrumentarium der Theologie. Fragen nach den wahren Prinzipien und nach den angemessensten Methoden wurden zu Fragen des Gehorsams und der Kirchentreue. Erstickt und bald vergessen waren die biblischen und heilsgeschichtlichen Denkformen, wie sie im Ausland studierende Schweizer – z.B. Franz Xaver Dominik Brandenberg (1774–1824), Anton Tanner (1807–1893) und Josef Burkard Leu (1808–1865) – von Johann Michael Sailer, Johann Baptist Hirscher und der Tübinger Schule heimbrachten und auch in ihren Religionslehrbüchern verarbeiteten. Nun lautete die Devise im Sinne Josef Kleutgens: Zurück zur «Theologie der Vorzeit» (1853).

In der katholischen Moraltheologie trat eine ähnliche Entwicklung ein. Im Dienste der Busspraxis stehend, legte sie wieder mehr Gewicht auf die Beurteilung einzelner Fälle (Kasuistik) und liess die juridische Komponente in den Vordergrund treten. An Pfingsten 1917 kam es zur Promulgation des neuen Codex iuris canonici (CIC). Die Redemptoristen und andere verhalfen dem Gedankengut des Alfons Maria von Liguori (1696–1787), der 1839 heilig gesprochen und 1871 zum Kirchenlehrer erhoben wurde, zu einem unangefochtenen Siegeszug. Als Patron der Moraltheologen und der Beichtväter kam seine, wenn auch gemässigte Kasuistik in zahllosen Moralhandbüchern (z.B. von Thomas Goussets, Jean Pierre Gury, Aloys Adalbert Waibel, Konrad Martin) zu Ehren. J.P. Gurys «Compendium theologiae moralis» (1850), welches zwanzig Auflagen erlebte, gelangte auch in das Priesterseminar Solothurn und weil es für die Radikalen (z.B. Augustin Keller) Aussenlenkung vermuten liess und das provozierende Mischehenverbot enthielt, führte es in letzter Konsequenz zur Aufhebung des Seminars (1870). Leider stand in dieser Moral die Frage nach der Sündhaftigkeit des menschlichen Handelns stets im Vordergrund, während Fragen nach dem Gewissen und den Tugenden zurücktraten.

Um die Jahrhundertwende geriet diese blasse Art Moraltheologie ins Kreuzfeuer der Kritik, nicht zuletzt durch das bekannte Pamphlet des Stettiner Buchhändlers Robert Grassmann («Grassmann-Pamphlet», 1901). In Frage gestellt wurden nicht nur die Kasuistik und der juridische Einschlag dieser Disziplin sowie die Überbewertung der Sünden im sechsten und neunten Gebot, sondern vor allem die mangelnde Grundlegung der Moraltheologie, ihr Aufbau und ihr Ziel. Der bekannte Luzerner Moral- und Pastoraltheologe **Albert**

Meyenberg (1861–1934) setzte sich in seiner Schrift «Die katholische Moral als Angeklagte» (Stans 1901) damit auseinander. Ohne allerdings die traditionelle Moral zu kompromittieren, sah er doch die Ideal- oder Tugendmoral als «Führerin», die Kasuistik lediglich als «Dienerin». Gesamthaft trat er für eine «Moral der Menschenwürde», für eine «Moral des Evangeliums» unter dem Leitmotiv der Nachfolge Christi ein. Freilich, seine Gedanken konnten sich ebensowenig durchsetzen wie die Reformvorschläge des bekannteren deutschen Theologen Josef Mausbach (1861–1931). Papst Pius X. verurteilte in der Enzyklika «Pascendi dominici gregis» (1907) die modernistischen Zeitirrtümer als Zusammenfassung aller Häresien. Er verbot die Lektüre moderner Autoren, schärfte den Gehorsam gegenüber dem Lehramt ein und forderte seit 1910 von allen Priestern den Antimodernismuseid.

Das Lehramt seinerseits erhielt starke Unterstützung vom Philosophen und Religionspädagogen **Friedrich Wilhelm Foerster** (1869–1966), der aus freigeistigen Kreisen Berlins stammte und von 1899–1912 in Zürich Philosophie lehrte. Den Dualismus Leib–Seele und Natur–Geist als selbstverständlich voraussetzend, bekämpfte er hedonistische und materialistische Ideologien und trat für eine weitgehend leibfeindliche, rigorose Willenserziehung und eine konsequente Charakterbildung ein. Er forderte die Unterwerfung der «niederen Natur» und der «tierähnlichen Triebe» unter den «höheren Geist» mittels freiwilliger, eingeübter Selbstbeherrschung. Was an modernen Impulsen auftrat, etwa in der emanzipativen Frauenbewegung oder in einer freizügigeren Sexualmoral, das bekämpfte er durch das Hochhalten der «alten Ideale» der Enthaltsamkeit, der Willensschulung und des Nachahmens der Heiligen als Vorbilder. Nur so könne die Jugend vor gewissen Gefahren geschützt und bewahrt werden. Beinahe unnötig hinzuzufügen ist, dass Foerster für kirchliche Kreise als willkommener Gegner der sexuellen Aufklärung und jeglicher Koedukation galt und sehr häufig in Jugend- und Erziehungsbüchern zitiert wurde.

Bei weitem offener und fortschrittlicher nahmen sich die katholische Sozialphilosophie und Sozialmoral angesichts der sozialen Frage aus. Nicht dass man sich etwa auf die Seite des Sozialismus stellte, wohl aber, dass man die gesellschaftlichen Herausforderungen, die sich durch die Industrialisierung und den Pauperismus ergaben, als Zeichen der Zeit wahrnahm und darauf eine umfassende

Antwort zu geben versuchte. Die 1891 von Leo XIII. veröffentlichte Enzyklika «Rerum Novarum» wurde von der Union de Fribourg, einer europäischen Versammlung von Sozialpolitikern, darunter der Luzerner Prälat **Josef Beck** (1858–1943), Professor für Pastoraltheologie in Fribourg, unter der Leitung von Bischof Gaspard Mermillod in Fribourg mitvorbereitet, und ihre Veröffentlichung fand im Schweizer Katholizismus ein sehr breites Echo, namentlich in den Vereinen (Kolping, Jungmannschaft, Arbeiterverein), in den politischen Parteien – vor allem der Christlichsozialen Partei – und in gymnasialen Religionsbüchern (z.B. von Johann Baptist Jung, St. Gallen). Auf naturrechtlicher Basis wurde eine christliche Soziallehre entwickelt, die die Rechte des Menschen auf Arbeit, gerechten Lohn, Eigentum, würdige Arbeitsbedingungen, Arbeitsvereinigungen (Gewerkschaften) und Versicherungen einklagte und damit eine neue Epoche des Weltdienstes der Kirche einläutete.

Die Katechetik stand seit der Gegenreformation im Zeichen der verschiedenen Katechismen von Petrus Canisius (1521–1597) und seiner neuscholastischen Überarbeitung (1847) durch Joseph Deharbe. (Deharbe gehörte bekanntlich zu den Jesuiten, die 1847 nach Luzern zurückberufen wurden, und er fasste in dieser Zeit seinen «Lehrbegriff» ab.) Stets ging es um die Weitergabe des depositum fidei, des gesamten Glaubensgutes in seiner Vollständigkeit und Korrektheit, thematisch gegliedert nach Glaubenslehre (Credo), Sittenlehre (Dekalog), Lehre von den Sakramenten und vom Gebet, didaktisch aufgeschlüsselt in Fragen und Antworten. Das 19. Jahrhundert fügte zum schulischen Religionsunterricht in verschiedenen Kantonen das Fach «Biblische Geschichte» als Pflichtfach dazu.

Infolge Ermüdungserscheinungen der memorativen, textanalytischen Methoden und aufgrund des Stillstandes der theologischen Forschung öffnete sich die Katechetik um die Jahrhundertwende den aufstrebenden Humanwissenschaften. Der schulische Religionsunterricht wollte mit den didaktischen Neuerungen in den anderen Fächern Schritt halten. Und so besann sich die Katechese auf das Erbe der grossen Pädagogen Comenius, Pestalozzi, Herbart, Diesterweg und Kerschensteiner. Mit der Preisgabe des Vollständigkeitsprinzips ging das erwachte Interesse am Kind und seiner Psychologie einher, an seinen vielfältigen Fähigkeiten und Bedürfnissen. Die von

Otto Willmann (1839–1930), **Anton Weber** (1868–1947) und **Heinrich Stieglitz** (1868–1920) entwickelte Münchener Methode differenzierte jeden Lernvorgang in fünf Stufen: a) Vorbereitung und Zielangabe, b) Darbietung (Sache, Erlebnis, Geschichte), c) Vertiefung und Erarbeitung, d) Zusammenfassung und e) Anwendung.

Diese Münchener Methode wurde für die Katechese umgesetzt und durch verschiedene Zeitschriften und katechetische Kurse im deutschsprachigen Raum verbreitet. Nach Kursen in München, Salzburg und Stuttgart organisierten Anton Meyer, Stadtpfarrer und Erziehungsrat, Coelestin Estermann vom Behindertenheim Hohenrain und Professor Albert Meyenberg unter dem Patronat des Bischofs von Basel, Jakob Stammler, vom 22. bis 27. September 1907 in Luzern einen katechetischen Kurs. Heinrich Stieglitz hielt das Grundsatzreferat über die Münchener Methode und wurde lebhaft aufgenommen. Über 200 Dozenten, Priester und Religionslehrer nahmen teil, und so gingen wichtige Impulse von diesem Kurs aus, die den Religionsunterricht kindgemässer und weniger dogmatisch werden liessen. Dahingestellt bleibt aber, wie weit diese Impulse in der eher rückwärtsgewandten kirchlichen Situation durchgesetzt werden konnten.

Die theologischen Bemühungen innerhalb der nach dem I. Vatikanum entstandenen christkatholischen oder altkatholischen Kirche zielten darauf hin, einerseits das eigene Profil einer romfreien, synodal und zugleich episkopal strukturierten Kirche zu konturieren und andererseits die Beziehungen dieser Kirche zu anderen christlichen Kirchen, vor allem zur anglikanischen und zur orthodoxen zu bestimmen und zu gestalten. An diesen Aufgaben beteiligten sich die beiden Theologen Eduard Herzog und Eugène Michaud massgeblich.

Eduard Herzog (1841–1924), nach Studien in Tübingen und Freiburg i.Br., Professor an der theologischen Lehranstalt Luzern, wurde von Bischof Eugène Lachat 1872 suspendiert (nicht exkommuniziert) und erhielt 1874 an der neugegründeten theologischen Fakultät Bern den Lehrstuhl für Neues Testament. 1876 von der Synode zum Bischof gewählt, erarbeitete er ein eigenes liturgisches Gebetbuch (1879), einen christkatholischen Katechismus (1881) und weitere Schriften zum konfessionellen Selbstverständnis und zur spirituellen Vertieferung der Gläubigen. Er anerkannte seit 1878 die anglikanische Kirche als eigentlich katholische Kirche und setzte sich beim

Abschluss der Utrechter Union (1889) für die Herstellung der vollen Kirchengemeinschaft mit ihr ein.

Eugène Michaud (1839–1917), ursprünglich Dominikaner, promovierte 1867 beim führenden Ignaz von Döllinger in München und wurde ebenfalls 1874 Professor an der christkatholischen Fakultät in Bern, und zwar für Dogmatik und Kirchengeschichte. Seine Beschäftigung mit der Ostkirche führte ihn zur Überzeugung, dass diese die ursprüngliche christliche Überlieferung treu bewahrte, ja, dass sogar eine Identität der Prinzipien zwischen der christkatholischen und der autokephalen Ostkirche bestehe. Schritte zu einer Kirchengemeinschaft erkannte er in seinem Hauptwerk über frühere Konzilien («Discussions sur les sept conciles œcuméniques», Paris 1878) und ganz konkret in der Anwesenheit der Anglikaner und Orthodoxen beim Zweiten Internationalen Altkatholikenkongress in Luzern vom 14./15. September 1892.

Die protestantische Theologie des 19. Jahrhunderts bis Ende des Ersten Weltkrieges war im deutschsprachigen Raum und damit auch in einem grossen Teil der Schweiz vom bekannten Theologen und Philosophen **Friedrich Schleiermacher** (1768–1874) geprägt. Schleiermacher galt als Wegbereiter und Gewährsmann der liberalen Theologie und des Kulturprotestantismus und wurde u.a. von Karl Barth als «Kirchenvater des 19. Jahrhunderts» bezeichnet (Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, 379). Auf der Basis der eigenen Existenz versuchte der Gelehrte in Berlin Theologie und Philosophie zu versöhnen, zwischen Glauben und Denken bzw. wissenschaftlicher Forschung zu vermitteln. Glaube und Religion dürfen nicht auseinandergerissen werden. Berühmt ist seine Definition der Religion als das Gefühl der «schlechthinnigen Abhängigkeit» geworden. Das Wesen der Religion sah er in einer Synthese von Anschauung und Gefühl, was sich in einer Grundhaltung der vertrauenden Ergebung in Gottes Walten auswirkte.

Gleich zwei Ordinarii in Zürich, nämlich **Alexander Schweizer** (1808–1888), Professor für Neues Testament, Ethik und Praktische Theologie von 1840–1888, und **Alois Emanuel Biedermann** (1819–1885), Professor für systematische Theologie von 1860–1885), hatten bei Schleiermacher studiert und vertraten dessen Grundpositionen in freilich je eigenen theologischen Entwürfen. Alexander Schweizer, ein kirchlicher Theologe, allen Extremen, auch der Erweckungsbewegung, abgeneigt, wollte das überlieferte Christentum

mit der Moderne ebenso zusammenbringen wie die kirchlich dogmatische Tradition mit den aufkommenden Naturwissenschaften und dem Fortschrittsglauben des 19. Jahrhunderts. Für ihn gab es keine Konflikte zwischen Philosophie und Offenbarung, zwischen Vernunft und Geschichte, wohl aber hätte es sie im Falle einer gleichzeitigen Lehrtätigkeit mit David Friedrich Strauss in Zürich gegeben. Schweizer machte sich stark für eine kirchliche, orthodoxe Dogmatik reformierter Observanz. Eines seiner Hauptwerke trägt den Titel «Die Protestantischen Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformierten Kirche» (Zürich 1854/56, I–II).

Alois Emanuel Biedermann, ein freierer und spekulativerer Theologe, nahm ausser den Grundgedanken Schleiermachers auch Denkformen Hegels auf. Er dachte Gott zwar als absoluten Geist, verstand ihn aber gleichzeitig für das Gebet als personales Gegenüber. Sein Anliegen war es, Gott vor der Vernunft zu verantworten und sich der Wahrheit denkend zu vergewissern, wobei er das Dogma, wie es in Schrift und Tradition vorlag, als Grundlage akzeptierte. Sein systematisches Hauptwerk, die «Christliche Dogmatik» (Zürich 1869; [2]1884) blieb allerdings ohne grosse Wirkungsgeschichte. – In Frage gestellt wurde die liberale Theologie erstmals durch den aus dem Elsass stammenden Albert Schweitzer (1875–1965) in seiner «Geschichte der Leben-Jesu-Forschung» (1906; [2]1907), wo das Reich Gottes konsequent eschatologisch gesehen wird und nicht mehr als Produkt innerweltlicher Entwicklung, als Überhöhung des Wahren, Guten und Schönen.

Die Impulse und theologischen Entwicklungen während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeichneten sich in allen drei Konfessionen nicht durch Originalität und Schöpfergeist aus. Ihr Zukunftspotential war gering. Nicht zu Unrecht hat Karl Barth gefragt, ob die dogmatische Theologie «nach all den Anregungen und Aufregungen des Jahrhundertanfangs reichlich genährt oder vielleicht auch narkotisiert in eine Art Winterschlaf übergehen wollte» (Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, 522). In ähnlicher Weise liesse sich katholischerseits fragen, ob die «Verweigerung der Auseinandersetzung mit der Moderne» nicht auch zu einer Art Winterschlaf führte. Jedenfalls wurde protestantischerseits um die Jahrhundertwende die Zeit wieder reif für einen doppelten Aufbruch, und zwar im religiösen Sozialismus und in der dialektischen Theologie.

Der Ort, wo dieser Aufbruch vorbereitet wurde, was das Haus Wieseneck im Süddeutschen Bad Boll, geleitet von **Johann Christoph Blumhardt** (1825–1880) und später seinem Sohn **Christoph Blumhardt** (1842–1919). Die Blumhardts gingen aus dem württembergischen Pietismus hervor; der Vater löste nach der Heilung einer Kranken eine Bussbewegung aus und gründete in Bad Boll das Bildungszentrum «Wieseneck». Der Sohn führte es weiter und liess es bald zu einem internationalen Theologentreffpunkt werden. Beide waren primär Seelsorger und schlichte, eindrückliche, geistesmächtige Zeugen Gottes, ausgestattet mit heilenden Kräften. Sie übten eine grosse Ausstrahlung auf die Schweizer Theologen aus, die zu ihnen pilgerten und von ihnen entscheidende Impulse aufnahmen: Hermann Kutter, Leonhard Ragaz, Oskar Pfister, Karl Barth und Emil Brunner. In theologischer Hinsicht gaben sie Gott jenen Platz zurück, der ihm gehört und den ihm die liberale Theologie vorenthielt, nämlich den ersten Platz. Nicht der Mensch und seine Nöte standen im Zentrum, sondern der lebendige Gott allein und seine Verheissung. Um Gottes Botschaft und sein Reich, um ein neues Hören auf sein Wort in der Schrift, ging es ihnen. Sie vertraten also keinen anthropologischen Ansatz, wie er in der libealen Theologie und auch in etwas anderer Form katholischerseits üblich war, sondern einen theologisch-dialektischen. Gottes Grösse wurde neu entdeckt.

Hermann Kutter und Leonhard Ragaz sind die Hauptbegründer des religiösen Sozialismus in der Schweiz. **Hermann Kutter** (1868–1945), aus einer pietistischen Berner Familie stammend, weilte zwischen 1889 und 1901 mehrmals in Bad Boll und liess sich von seinem «geistlichen Vater» Christoph Blumhardt inspirieren. Überzeugt von dessen Theozentrismus, geriet er in der bürgerlichen Zürcher Neumünstergemeinde in Schwierigkeiten, und zwar mit einer Religion im Sinne vordergründiger Volksreligiosität und speziell mit der Kasualpraxis. Wie ein Peitschenknall wirkte sein Buch «Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft» (Zürich 1903), in dem er die absolute Priorität Gottes und seines Reiches propagierte und Gottes Verheissungen in den Sozialdemokraten verwirklicht sah.

Leonhard Ragaz (1868–1948), ein Bergbauernsohn aus Tamins GR, wurde 1902 ans Basler Münster berufen und kam dort in Kontakt mit der Arbeiterfrage. 1906 begründete er die für die Schweizer

religiös-soziale Bewegung wichtige Zeitschrift «Neue Wege». 1908 wurde er in Zürich Professor für systematische und praktische Theologie, was er aber 1921 abrupt aufgab, um sich ganz der Bildungsarbeit der Arbeiterschaft zu widmen. Aufsehen erregte Ragaz erstmals 1903 in seiner berühmten «Maurerstreikpredigt» durch seine darin vertretene Sicht des christlichen Sozialismus. Im Unterschied nämlich zur offiziell katholischen Position, welche den Sozialismus beargwöhnte und mit dem Atheismus in Verbindung brachte, plädierte Ragaz dafür, dass jeder Sozialist Christ sein müsse. Sozialismus und Christentum sind für ihn wie zwei Hälften eines Ringes, wobei das Reich Gottes beide Hälften zusammenhält. Als Begründung gab er zunächst die Christenpflicht zur Solidarität mit den Schwachen an; dann auch seine Hoffnung, dass die soziale Bewegung und die Ankunft des Reiches Gottes aufeinanderzustreben. – 1906 trafen sich Kutter, Ragaz und Oskar Pfister in Degersheim zur ersten «Pädagogischen-sozialen Konferenz», was als Beginn und Begründung der religiös-sozialen Bewegung betrachtet wird.

Oskar Pfister (1873–1956) kann als Vorläufer der analytischen Seelsorge bezeichnet werden. Der Zürcher Pfarrer stand in guter Beziehung zu Sigmund Freud und liess sich von dessen psychoanalytischer Methode leiten, um seinen unter Gemütsstörungen leidenden Gemeindegliedern auch wirklich helfen zu können. Pfister steht gleichsam am Beginn einer breiteren Rezeption der Psychologie durch die Theologie, welche sich später besonders auf das Werk Carl Gustav Jungs und die ameirkanische psychologische Forschung bezog.

Abgesehen von den Exponenten der religiös-sozialen Bewegung frequentierten auch die Theologen Karl Barth, Eduard Thurneysen und Emil Brunner Bad Boll und übernahmen die angesprochenen theologischen Positionen der Blumhardts. Was unter der dialektischen Theologie zu verstehen ist, wäre ohne diese geistesgeschichtlichen Wurzeln undenkbar. Auf die Grundzüge dieses im Gegensatz zur liberalen Theologie stehenden Denkens kommen wir im zweiten Abschnitt zu sprechen. Angefügt sei lediglich, dass nach Leonhard Ragaz 1915 auch Karl Barth der sozialdemokratischen Partei beitrat. Doch kam es auch wieder zum Bruch mit ihr und zur Absage an die von Kutter (nicht Ragaz) übernommene Identifikation von Reich Gottes und sozialer Bewegung.

2. Theologie «Zwischen den Zeiten» – nach dem Ersten bis nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach der ersten Veröffentlichung des Römerbriefkommentars im Dezember 1918, die ein geringes Echo auslöste, arbeitete **Karl Barth** diesen stark um. Die zweite Auflage (1922) eröffnete wie mit einem Paukenschlag eine neue Aera der protestantischen Theologie. Fortan prägte der Basler Theologe Generationen von Pfarrern in Deutschland und in der Schweiz. Nicht nur auf evangelisch-reformierter Seite erzielte er eine erstaunliche Wirkung, sondern auch über die Konfessionsgrenzen hinweg erneuerte er das Selbstverständnis der christlichen Theologie überhaupt. Als Organ der dialektischen Theologie fungierte die von ihm, Georg Merz, Eduard Thurneysen und Friedrich Gogarten gegründete Zeitschrift «Zwischen den Zeiten», gemeint war das Ende der liberalen Theologie einerseits und andererseits der beginnende Abschnitt einer neuen, auf das Wort Gottes hörenden Theologie. Karl Barth wollte das Anliegen der Reformatoren aufgreifen und das grosse Wort Gott wieder ernst, verantwortlich und gewichtig in den Mund nehmen. Gott ist für ihn grösser als unser Denken, als die Kirche, die Religion und selbst als die Christenheit. Er begegnet uns in Gestalten und Ereignissen der profanen Weltgeschichte und bleibt doch der ganz Andere, der Transzendente. Ihm kann man sich nur durch eine dialektische Rede annähern, indem man einer positiven Aussage eine negative ergänzend und korrigierend hinzufügt. Das Ja ist am Nein zu verdeutlichen und das Nein am Ja. Mehr als durch sein vierbändiges Hauptwerk, die «Kirchliche Dogmatik» (1932–1967) erlangte er durch seine aktuellen Äusserungen Publizität und bestimmte das theologische Klima: sein Bekenntnis zur sozialdemokratischen Partei, seine Mitgliedschaft zur Bekennenden Kirche und damit seine Gegnerschaft zum Nationalsozialismus sowie seine Mitwirkung an der «Barmer Erklärung» (1934) über das rechte Verständnis des reformatorischen Bekenntnisses in der evangelischen Kirche der Gegenwart.

In den Jahren 1913–1920 stand **Eduard Thurneysen** (1888–1974) fast täglich in Kontakt mit Karl Barth, waren sie doch beinahe Nachbarn in ihren aargauschen Gemeinden Leutwil bzw. Safenwil. Thurneysen war gleichsam Geburtshelfer und Mitdenker des neuen dialektischen Ansatzes. Er spezialisierte sich dann mehr auf die

praktische Seelsorge, über die er als Professor für Praktische Theologie in Basel (1941–1959) auch eine «Lehre von der Seelsorge» (Zürich 1946) verfasste. Ferner gehörte zu diesem Kreis **Emil Brunner** (1889–1966), der von 1924–1953 Professor für systematische Theologie in Zürich war und dessen theologisches Wirken unter dem Leitmotiv «Theologie der Begegnung» zusammengefasst werden kann.

Karl Barths Breitenwirkung bezog sich auf die meisten theologischen Gebiete, vor allem aber auf die Predigt. Ausgangspunkt der Predigt sollte Gottes Wort sein, nicht die menschliche Erfahrung, nicht Religion und Kirche, zu denen er ein kritisches Verhältnis hatte. Barth wollte die Predigthörer vor Gott und seinen Anspruch stellen. Der Bindestrich zwischen Menschlichkeit und Göttlichkeit wurde, zumindest in dieser Phase, von Barth nicht geduldet.

Für die Religionspädagogik wirkte sich sein Impuls insofern aus, als etwa im Religionsunterricht, im Konfirmandenunterricht oder in der Erwachsenenbildung stets das Wort Gottes Priorität hatte, während psychologische Vorbereitungen und sogenannte Anknüpfungspunkte lange Zeit in der religiösen Erziehung zu kurz kamen. Bultmanns Programm der Entmythologisierung und der existentiellen Interpretation um 1941 war ein wichtiger Schritt in Richtung einer neuen Hermeneutik.

Während auf römisch-katholischer Seite die Auseinandersetzung mit Barth erst in den 50er Jahren einsetzte (siehe unten), befasste sich der Christkatholik **Arnold Gilg** (1887–1967) schon früher mit seinem Denken und gelangte über ihn zu einer Begegnung mit der frühen Kirche und ihren Konzilsentscheidungen.

In der katholischen französischsprachigen Theologie ist in den 20er Jahren ein Rückgriff auf das scholastische Erbe zu beobachten. Dieser «renouveau thomiste» stand einerseits noch im Zeichen der Enzyklika «Aeterni Patris», andererseits aber im Zeichen des Dialogs mit modernen philosophischen Strömungen wie der Phänomenologie, der Lebensphilosophie und dem Personalismus. Protagonist dieser neothomistischen Erneuerung war der aus Genf stammende, im Grossen Seminar Fribourg lehrende, fromme Gelehrte und spätere Kardinal **Charles Journet** (1891–1975), der seinerseits mit dem Pariser Philosoph und Konvertit **Jacques Maritain** (1882–1973) befreundet war. Zwischen 1921 und 1924 gab es in der Westschweiz zumindest zwei thomistische Kreise, in denen sich hauptsächlich

Priester zur Weiterbildung und zu Einkehrtagen trafen und das thomistische Gedankengut pflegten. Der Genfer Kreis stand unter der Leitung von Vikar **Maurice Zundel** (geb. 1897). Ausserdem nahmen **Georges Borel** (1892–1956), der spätere Pfarrer von Lausanne und **François Charrière,** damals Vikar in Genf und später Bischof, daran teil. Der thomistische Kreis in der Abtei St. Maurice wurde von **Joseph Mariétan** geleitet. In diesen Jahren hielt Jacques Maritain mehrere Vorträge in der welschen Schweiz, und die von den Herren Journet und Charrière 1926 gegründete Zeitschrift «Nova et Vetera» sollte das thomistische Gedankengut zu einer breiteren Öffentlichkeit transportieren. Das dreibändige theologisch-spekulative Hauptwerk von Kardinal Journet «L'Eglise du Verbe incarné» (Paris 1941) ist denselben philosophischen Denkformen verpflichtet und stellt einen Meilenstein für die katholische Kirche auf ihrem Weg zum II. Vatikanum dar.

Im deutschprachigen römisch-katholischen Raum kann die Phase der 1920er und 1930er Jahre ebenfalls als «Zwischen den Zeiten» verstanden werden, das heisst als Zeit, in der die Zukunft noch nicht angebrochen ist und in der die Vergangenheit vital nichts mehr hergibt. So war es eine Zeit ohne überragende Theologen und ohne epochemachende Neukonzeptionen. Die Generation von Theologen, die den Durchbruch der Theologie am II. Vatikanum mitvorbereitet, wird erst geboren: Roger Schutz und Herbert Haag 1915, Walbert Bühlmann 1916, Franz Böckle 1921, Hans Küng und Magnus Löhrer 1928. Ihre Impulse kommen erst nach dem Zweiten Weltkrieg zum Durchbruch und werden hier im letzten Kapitel skizziert.

Vorboten dieses Durchbruchs kündeten sich indessen von Deutschland her an. Aus der Spiritualität eines **Romano Guardini** (1885–1968), eines Pius Parsch und Joseph Andreas Jungmann und einzelner Benediktinerklöster (z.B. Maria Laach) entstand ein neues Kirchenbewusstsein mit stärkerer Betonung der Laienaktivitäten, (erwacht die Kirche in den Seelen der Gläubigen) und vollzog sich ein Zurück zu den Quellen (ad fontes) der Schrift und der frühen Kirche (Bibelbewegung). Von Romano Guardini und Burg Rothenfels gingen starke Impulse für die liturgische und die Jugendbewegung aus, die in der Schweiz einen Aufschwung der Jugendarbeit brachte und neue Vereine (Jungwacht 1933, Blauring 1934) entstehen liess. Zahlreiche Schweizer hatten Bildungsveranstaltungen auf Burg Rothen-

fels besucht und vermittelten die dort aufgenommenen Impulse hier weiter. Neue Akzente erhielt die Jugendarbeit durch die Einführung des Christkönigsfestes Pius XI. (Enzyklika «Quas primas», 1925), mit dessen Hilfe sich die Katholiken pointiert von innerweltlichen Führergestalten absetzen konnten.

Das neue Kirchenbewusstsein wollte sich in Gemeinschaftserlebnissen zum Ausdruck bringen. Ein intensiveres liturgisches Miterleben wurde gesucht, und so gab es in der Zwischenkriegszeit eine ganze Reihe grosser Veranstaltungen: Die Katholikentage: 1921 in Fribourg, 1924 in Basel, 1929 in Luzern und 1935 in Fribourg; 1928 die katholische Jungmännertagung und im gleichen Jahr die katholische Akademikertagung (mit Vorträgen von Jacques Maritain und Karl Adam) und 1933 die ZUJUTA (Die Zuger Jugendtagung). Diese Tagungen waren gleichzeitig Manifestationen eines gestärkten katholischen Bewusstseins, das sich aus dem konfessionellen Ghetto in die Öffentlichkeit hinauswagte, freilich noch ohne ausgepräte interkonfessionelle Dialogkultur. Es war die Zeit des Aufblühens der katholischen Verbände und Vereine, der katholischen Schulen (Gymnasien, Lehrerseminarien, Mädchenschulen, Behindertenheime) und der katholischen Universität Fribourg. Hier wurde die nachwachsende Generation mit der traditionellen Frömmigkeit, ihren philosophischen und theologischen Fundamenten sowie mit den Anliegen des politischen Weltanschauungskatholizismus und der katholischen Moral vertraut gemacht, nicht zuletzt unterstützt von der Erziehungsenzyklika Pius XI. «Divini illius Magistri» (1929), die vehement für eine katholische Erziehung in katholischen Schulen eintrat.

In sozialpolitischer Hinsicht verstärkte das päpstliche Rundschreiben «Quadragesimo anno» (1931) die von Leo XIII. eingeschlagene arbeiterfreundliche Richtung. Sie führte die berufsständige Ordnung und das Subsidiaritätsprinzip ein und behauptete – zur Überraschung manches Arbeiters – die prinzipielle Unvereinbarkeit von Christentum und Sozialismus («Es ist unmöglich, gleichzeitig guter Katholik und wirklich Sozialist zu sein» [Nr. 120].

Anzeichen für den Aufbruch in eine neue Zeit können in ersten Veranstaltungen der Erwachsenenbildung gesehen werden, unter anderen durchgeführt von den Bischöfen Caminada über die Liturgische Bewegung und von Streng über die Ehevorbereitung sowie von den Jesuiten. – Ferner kam es in dieser Zeit zu ersten ökume-

nischen Begegnungen, nicht zuletzt in gemeinsamen Gottesdiensten im Militärdienst. 1940 gelangt der Schweizer Roger Schutz nach Taizé und gründete eine Stätte der gemeinsamen Arbeit und des Gebetes, die bald zu einem ökumenischen Brennpunkt der Jugend werden sollte. – Bleibt zu erwähnen, dass die Bibelenzyklika «Divino afflante Spiritu» (1943) die lange gegängelte katholische Bibelwissenschaft zur freien Forschung ermutigte.

3. «Schleifung der Bastionen» – Theologie in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum II. Vatikanischen Konzil

Sieben Jahre nach Kriegsende versuchte der Basler Theologe **Hans Urs von Balthasar** (1905–1988) mit seiner Schrift «Schleifung der Bastionen» (Einsiedeln 1952), die katholische Kirche «aus dem Bett des Geschichtsschlafes zur Tat von Heute» (ebd. 25) aufzuwecken. Die zu eng gewordenen Schalen der Tradition sollten aufgebrochen werden, damit die Kirche ihre eigenen Bastionen verlässt, den Horizont weitet und sich neu in der Welt inkarniert. Ausgehend von den Zeichen der Zeit entwarf Balthasar ein Programm eines weltoffenen Christentums, nachdem sich die Kirche allzulange mit sich selbst beschäftigt hatte. In theologischer Hinsicht plädierte er für eine Liturgie der Gemeinde im Unterschied zu einer Priesterliturgie, für die Überprüfung der Ekklesiologie angesichts des Dialogs des Christentums mit den Weltreligionen, für eine innigere Vermählung von Theologie und Spiritualität sowie für eine Rezeption der Anliegen der Reformatoren durch die katholische Theologie. Freilich, wie schwer sich die katholische Theologie gerade in der Auseinandersetzung mit dem Pluralismus tat, sollte nach dem Abschmelzen des konfessionellen Milieus Balthasar selbst in seinen letzten Lebensjahren erfahren. Doch wenden wir uns zunächst jenen Aufbrüchen zu, die das Konzil mitvorbereiteten.

Die anfangs des Jahrhunderts von Deutschland ausgehende Bibelbewegung brachte in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg erste Früchte: einerseits im Volk durch vermehrte persönliche und gemeinschaftliche Bibellektüre (auch in interkonfessionellen Bibelgruppen), durch die Herausgabe von Bibeln für Kinder und Jugend-

liche zuhanden des Religionsunterrichtes und durch die Aufwertung des Wortgottesdienstes in der katholischen Liturgie; andererseits durch eine Reihe kompetenter Exegeten aller drei Konfessionen, die sich durch ihre Forschungen am internationalen Gespräch beteiligten und durch ihr Wissen vielen Gläubigen Impulse für das geistliche Leben gaben.

- **Walther Zimmerli** (1907–1983) von Schiers GR, der seit 1935 in Zürich und von 1950–1968 in Göttingen Altes Testament lehrte und als Hauptwerk einen zweibändigen Kommentar zum Buch des Propheten Ezechiel (Neukirchen 1969; ²1979) verfasste;
- **Herbert Haag** (geb. 1915 in Singen/D), der von 1948–1960 in Luzern und dann zwanzig Jahre in Tübingen ebenfalls Altes Testament unterrichtete und in sein bekanntes Bibellexikon (Einsiedeln 1956; ²1968) die Ergebnisse der aufregenden Funde in Qumran einarbeitete und zu einem Wandel im Judenverständnis beitrug;
- **Oscar Cullmann** (geb. 1902 in Strassbourg), der von 1938 bis 1972 in Basel Neues Testament und Alte Kirchengeschichte lehrte und sowohl aufgrund seiner heilsgeschichtlichen Ausrichtung wie auch in verschiedenen Spezialfragen ein ernsthafter Gesprächspartner der Päpste war;
- **Eduard Schweizer** (geb. 1913), ein kritischer Schüler Rudolf Bultmanns, der von 1949–1979 in Zürich Neues Testament lehrte mit den Forschungsschwerpunkten auf christologischem und gemeindetheologischem Gebiet;
- **Eugen Ruckstuhl** (geb. 1914), Neutestamentler in Luzern, der sich mit Untersuchungen zur Sprache des Johannesevangeliums auszeichnete, und schliesslich
- die christkatholischen Exegeten **Ernst Gaugler** (1891–1963) und **Kurt Stalder** (geb. 1912), beide an ihrer Berner Fakultät tätig.

Eine Schleifung der Bastionen ist bei den Exegeten auch dahingehend erkennbar, als sie in konfessionellen Detailfragen zwar unterschiedliche Meinungen vertreten konnten, diese jedoch nicht als Hinderungsgrund für eine wachsende Zusammenarbeit verstanden. In diesem Sinne haben sich die Exegeten des Neuen Testamentes aus verschiedenen Fakultäten und Konfessionen zu einer «Arbeitsgemeinschaft für Neues Testament» zusammengeschlossen und treffen sich regelmässig zum Austausch.

Die systematische Theologie in der Schweiz stand reformierterseits zunächst weiterhin im Banne **Karl Barths,** der von 1935–1962

in Basel lehrte und sein opus magnum, die «Kirchliche Dogmatik» 1967 vollendete. In seinem Vortrag «Die Menschlichkeit Gottes» (1956) nahm er insofern eine Korrektur seiner bisherigen Betonung der Göttlichkeit Gottes vor, als er nun die Zeit für gekommen erachtete, auch die Menschlichkeit Gottes zu ihrem Recht kommen zu lassen. Barth gab zu, früher dem Gott der Philosophen mehr Platz und Bedeutung eingeräumt zu haben als dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, kurz, dem lebendigen Gott der Geschichte. Den Grund zur Korrektur sah er im Verständnis Jesu Christi als Mittler und Versöhner zwischen Gott und den Menschen, der eintritt vor den Menschen für Gott und vor Gott für die Menschen. – In den 50er Jahren erfolgte die erste Auseinandersetzung mit seinem Werk durch die Katholiken Hans Urs von Balthasar und Hans Küng, welche im bekannten Vorwort Barths zu Küngs Buch «Rechtfertigung» gipfelte und wo keine interkonfessionellen Differenzen in bezug auf die Rechtfertigungslehre festgestellt wurden. – Es betraten in den 50er und 60er Jahren weitere theologische Denker den Plan:

Gerhard Ebeling (geb. 1912 in Berlin), der in Zürich von 1956–1979 systematische Theologie lehrte, gehörte zur ersten Generation nach Rudolf Bultmann, welcher vor allem in Deutschland einen grossen Einfluss ausübte. Ebeling beschäftigte sich wie sein Lehrer primär mit hermeneutischen Fragen, nicht aber mit dessen extremen Positionen; er entwarf eine theologische Sprachlehre (Tübingen 1971) und unternahm eine Neuedition der Werke Martin Luthers.

Ebenfalls Professor für systematische Theologie in Zürich wurde der Sozial- und Wirtschaftsethiker **Arthur Rich** (geb. 1910 in Neuhausen), und zwar von 1954–1970 als Nachfolger von Emil Brunner. Wie sein Vorvorgänger Leonhard Ragaz entstammte Rich der religiös-sozialen Bewegung und entwarf unter veränderten Bedingungen eine zweibändige Wirtschaftsethik (Gütersloh 1984 und 1990). Diese Individual-, Sozial- und Umweltethik gründet auf der von Glaube, Hoffnung und Liebe genährten Humanität; sie hebt ab auf ein Handeln aus Gewissensverantwortung und Solidarität und tritt ein für eine sozial und ökologisch regulierte Marktwirtschaft sowie für eine partizipativ strukturierte Weltwirtschaft.

Auf der katholischen Seite hatten beim Moraltheologen **Franz Böckle** (1921–1991) ähnliche Kategorien Priorität. Böckle, der seit 1953 in Chur und von 1963–1988 in Bonn lehrte, überwand die spezifisch katholische kasuistische Gesetzesmoral vom Personalis-

mus und von der Existentialethik her. Auf der Basis eines korrigierten Naturrechtsansatzes des Thomas von Aquin (nicht des Immanuel Kant) entwarf er eine Ethik der Gewissensverantwortung bzw. eine Moral der theonomen Autonomie. Zusammen mit Alfons Auers autonomer Moral steht Böckles Entwurf im Widerstreit zur sogenannten Glaubensethik (Heinz Schürmann, Josef Ratzinger, Hans Urs von Balthasar), welche biblische Maximen unter Einbezug des Lehramtes in die heutige Zeit übersetzen will. Neuerdings schlägt der Münchener Johannes Gründel ein strukturales Denken mit verschiedenen Ansätzen auch für die Moraltheologie vor. Ein Zurück zu einer blossen Gehorsamsmoral scheint es in wissenschaftlicher Hinsicht nicht mehr zu geben.

Die katholische dogmatische Theologie wurde in der Nachkriegszeit stark von der französischen «Nouvelle théologie» und ihren bedeutenden Vertretern Henri de Lubac, Jean Daniélou, Henri Bouillard und Yves Congar beeinflusst. Mit der Devise «Zurück zu den Quellen» studierten und übersetzten beispielsweise **Otto Karrer** (1888–1976) und **Hans Urs von Balthasar** die Kirchenväter und spirituelle Autoritäten («Heilige») bis in die neueste Zeit. Das frühere dogmatische System mit dem bekannten Aufbau des Thomas von Aquin «De deo uno et trino...» wurde neu heilsgeschichtlich ausgerichtet, womit eine weitere Bastion fiel, nämlich Thomas als der theologische Lehrer schlechthin für die Katholiken. Eine erste umfassende Konkretisierung der heiligsgeschichtlichen Sichtweise präsentierten die beiden Schweizer Herausgeber **Johannes Feiner** (1909–1985) und **Magnus Löhrer** (geb. 1928) im fünfbändigen Werk «Mysterium Salutis. Grundriss heilsgeschichtlicher Dogmatik» (Einsiedeln/Köln 1965–1976).

Im 20. Jahrhundert hat das Verständnis für den überkonfessionellen Charakter der Kirchen und für die ökumenische Dimension der Theologie erheblich zugenommen. Nach Jahrhunderten der wechselseitigen Abgrenzung und sogar der Polemik nähern sich die Kirchen der Reformation und die katholischen Kirchen einander wieder an. Wichtige Stationen auf diesem Weg waren die Gründungen des Internationalen Missionsrates (1921) und des Ökumenischen Rates der Kirchen (1948), das II. Vatikanische Konzil (1962–1965) mit den epochalen Konstitutionen über die göttliche Offenbarung, über die Kirche und über die Kirche in der Welt von heute sowie die Erklärungen über die Religionsfreiheit und über das Verhältnis der Kirche

zu den nichtchristlichen Religionen, dann das Ereignis der Synode 72 bis hin zur europäischen Versammlung «Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung» in Basel 1989.

Gegen Ende dieses Jahrhunderts nun scheint die Ökumene ins Stocken zu geraten, jedenfalls sind die hohen Erwartungen auf eine baldige Wiedervereinigung nach der Konzilszeit relativiert worden. Gleichzeitig leben wir in einer sich entkonfessionalisierenden Gesellschaft, wo – besonders bei der Jugend – die konfessionellen Unterschiede eingeebnet werden und kaum mehr zählen. Um aber zu einer wahren Einheit im Glauben und im christlichen Zeugnis zu gelangen, war Versöhnungsarbeit auf verschiedenen Ebenen nötig: Auf der Ebene symbolischer Gesten sind die Teilnahme reformierter Theologen (Oscar Cullmann, Jean-Jacques von Allmen, Lukas Vischer) als Beobachter und teilweise als Berater am Konzil bedeutsam gewesen, ebenso die Besuche Pauls VI. beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf und Karl Barths «Ad Limina Apostolorum» in Rom (1966) oder auch die Begegnungen zwischen Roger Schutz und verschiedenen Päpsten. Auf institutioneller Ebene sind ökumenisch relevant die Änderung der Mischehenpraxis (1966), die vermehrten Wortgottesdienste und die Kooperation im Oberstufenunterricht und in der Diakonie. Auf theologischer Ebene leisteten weitblickende Theologen aus unserem Lande gedankliche Vorarbeit auf dem Weg zur vollen Einheit:

– **Jean-Louis Leuba** (geb. 1912), ein kritischer Barth-Schüler, Professor für systematische Theologie und Moral an der Universität Neuenburg von 1954–1982 und Gründer der Schweizerischen Theologischen Gesellschaft (1964), wurde bekannt durch seine ökumenisch ausgerichtete Dissertation über die Kirche: «Institution et événement» (1950). Darin sah er die Kirche auf zwei Pfeilern ruhen, zum einen auf Recht und Gesetz, zum andern auf Charisma und Geist. Die Besinnung auf ihre Komplementarität ist wichtig für eine zukünftige Vorstellung der Kirchengemeinschaft, die als Einheit in der Vielfalt gedacht wird.

– **Jean-Jacques von Allmen** (geb. 1917), ebenfalls in Neuenburg tätig und zwar von 1958–1981 als Professor für Praktische Theologie, bejahte in seiner Hauptschrift «Le saint Ministère» (Paris 1968) die Notwendigkeit des Amtes als Dienst und die Unabdingbarkeit der apostolischen Sukzession. In diesem Zusammenhang stellte er unbe-

queme Fragen sowohl an seine eigene Kirche wie auch an die römisch-katholische, die bis heute nicht vollständig beantwortet sind.

– **Lukas Vischer** (geb. 1926), promovierte bei Oscar Cullmann (1952) und wurde 1969 Studiensekretär der Abteilung «Glaube und Kirchenverfassung» des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf und 1979 Professor für ökumenische Theologie in Bern. Er setzte sich leidenschaftlich für ein gemeinsames Glaubenszeugnis der Kirchen angesichts der heutigen Herausforderungen ein und auch für eine gemeinsame Formulierung des Credos wie des Verständnisses von Taufe, Abendmahl und vom kirchlichen Amt. Zudem leistete er einen wesentlichen Beitrag zur Vorbereitung der ökumenischen europäischen Kirchenversammlung in Basel.

– Auf der Ebene der Spiritualität sind die ökumenischen Bemühungen des Waadtländers **Roger Schutz** (geb. 1915) und der Brüdergemeinschaft von Taizé zu erwähnen, die an Ostern 1949 – der katholischen Ordenstradition benediktinischer Inspiration folgend – die Gelübde der Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams ablegten und sich zu einem Gemeinschaftsleben verpflichteten, das durch Arbeit und Gebet, Aktion und Meditation (action et contemplation) sowie durch das Abendmahl bestimmt ist. Ursprünglich als Auffangstation für deutsche Kriegsgefangene und französische Kriegswaisen konzipiert, wurde Taizé immer mehr zu einem spirituellen Zentrum und zu einem Ort der Begegnung für die Jugend verschiedener Konfessionen und aus allen Kontinenten. Hier will die Dynamik des Vorläufigen festlich gefeiert werden.

Neuerdings wird ökumenische Theologie nicht mehr allein als Einigungsbestreben zwischen den christlichen Kirchen (gleichsam als Ökumene ad intra) verstanden, sondern dazu als Gespräch mit den Weltreligionen (als Ökumene ad extra) im Hinblick auf ein friedvolles Zusammenleben im einen Haus der Welt. Diese Ökumene im weiteren Sinne wurde von Missionswissenschaftlern und Ökumenikern in gleicher Weise betrieben, wenn auch mit verschiedenen Erkenntnisinteressen:

– Vom Kapuziner **Walbert Bühlmann** (in Luzern 1916 geboren), der 1949 über die Kiswahili-Sprache im Kontext der Ostafrikamission promovierte, von 1954–1970 in Fribourg Missionswissenschaften lehrte und bis 1982 Generalsekretär für missionarische Animation des Kapuzinerordens war. Bühlmann, offen für die weltweite

Kirche auf sechs Kontinenten, erkannte als einer der ersten aus der «Satellitenperspektive», dass sich das Zentrum des Christentums von Europa in den Süden verlagert («The coming of the Third World») und setzte sich für die Inkulturation des christlichen Glaubens in allen Kulturen ein;

- vom in Antwerpen 1927 geborenen Zürcher **Walter J. Hollenweger,** der von 1971–1989 in Birmingham lehrte und eine dreibändige «Interkulturelle Theologie» (1979; 1982; 1988) entwarf;

- und von **Hans Küng** (geb. 1928 in Sursee), der als Vorsteher des Institutes für ökumenische Forschung seit 1979 in einer «Theologie der Weltreligion» sich eingehend mit dem Hinduismus, dem Buddhismus, dem Islam und dem Judentum auseinandergesetzt hat. Hier gaben Schweizer Theologen massgebliche Impulse für eine Theologie in weltweiten Horizonten.

Zu dieser Skizze einer Theologiegeschichte in der Schweiz gehört die Tatsache, dass in den letzten drei Jahrzehnten neue Subjekte – nämlich Frauen – Theologie betrieben und mit ihrer Seinsart und Sichtweise das theologische Gespräch bereicherten und auch in neuen Bahnen lenkten. Schrittmacherdienste für die feministische Theologie in der Schweiz leisteten **Marga Bührig** (1915 in Berlin geboren) und **Else Kähler** (1917 in Kiel geboren). Während erstere bereits 1939 in Germanistik über «Hebbels dramatischen Stil» (Frauenfeld/Leipzig) promovierte und sich damit auf den Umgang mit biblischen Texten vorbereitete, dissertierte Else Kähler 1957 in Zürich mit einer exegetischen Arbeit über «Die Frau in den paulinischen Briefen». Beide, sehr engagiert in der schweizerischen Frauenarbeit, wurden 1959 gemeinsam zu Studienleiterinnen des evangelischen Tagungs- und Bildungszentrums Boldern in Zürich ernannt. Ferner erhielt Marga Bührig im Jahre 1983, als sie bereits im Ruhestand war, Einsitz im Präsidium des Ökumenischen Rates der Kirchen. Weil beide Frauen erkennen mussten, dass die offiziellen Kirchen im Grunde wenig Interesse an einer Besserstellung der Frau hatten, sahen sie sich zu ernsthaften Gedanken über die «woman church» gezwungen, also über die Frauenkirche mit den Merkmalen einer ökumenischen, vielfältigen, ganzheitlichen, hierarchiefreien und geistlich kompetenten Kirche. In der Tat ist für die Zukunft der Kirchen in der Schweiz entscheidend, wie ernsthaft die Frauenfrage angegangen wird.

Zum Schluss dieser unvollständigen Darstellung sollen religionspädagogische Entwicklungslinien aufgezeigt werden: Ende der 50er Jahre wuchs bei verschiedenen Lehrern und Priestern das Unbehagen am herkömmlichen Katechismusunterricht. Man vermisste seine Stufengemässheit, Anschaulichkeit und Lebensnähe, überhaupt seine didaktische Aufbereitung. Im Raume Grenchen-Solothurn bildete sich um 1958 auf Initiative von **Alois Müller** (1924–1991) der «Grenchener Arbeitskreis zur Erneuerung des Religionsunterrichtes», zu dem in seiner Gründungsphase der Lehrerbildner **Karl Stieger** (geb. 1908) als geistiger Vater angehörte, dazu **Giuseppe Crivelli** (1900–1978), **Anton Cadotsch** (geb. 1923) und **Anton Meier** (geb. 1930). Ihr Anliegen war es, psychologische, pädagogische und lerntheoretische Erkenntnisse aus den Humanwissenschaften aufzunehmen und für den Religionsunterricht fruchtbar zu machen. Es galt, in Erinnerung an den bekannten Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) Geist (Kopf), Herz und Hand der Schüler und Jugendlichen anzusprechen und die einseitige Verstandesbildung durch die Herzensbildung zu ergänzen. Starke Impulse verlieh diesem Arbeitskreis Schwester **Oderisia Knechtle** (1900–1978) von Ingenbohl, die sogenannte Erlebnisgestalten in der Symbolerziehung einsetzte. – Als zweite Generation in den 60er Jahren stiessen Fritz Oser, Otmar Frei und Karl Kirchhofer zum Grenchner Kreis. Mit viel Energie edierten sie die massgeblichen Arbeitsbücher für den Religionsunterricht auf der Unter- und Mittelstufe in den 60er und 70er Jahren, während das 1964 von **Alois Gügler** (geb. 1909) gegründete «Katechetische Institut Luzern» primär auf die Oberstufenkatechese ausgerichtet war und bis heute ist, wiewohl zunehmend Jugendarbeit, Liturgie und Erwachsenenbildung einbezogen werden. – Mit den Neuerungen, dass auch Frauen Theologie treiben und mit der Verabschiedung des Katechismus als Lern- und Lehrbuch im Religionsunterricht sind weitere Bastionen geschleift worden, die Jahrhunderte als unantastbar galten.

Bibliographie

Herwig Aldenhoven, Eduard Herzog (1841–1924), Eugène Michaud (1839–1917) und Arnold Gilg (1887–1967), in: S. Leimgruber/M. Schoch (Hg.), Gegen die Gottvergessenheit, Freiburg 1990, 501–516.

Urs Altermatt, Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. unds 20. Jahrhundert, Zürich [2]1991.
Hans Urs von Balthasar, Schleifung der Bastionen, Einsiedeln 1952; Trier [5]1989.
Hans Urs von Balthasar, Karl Barth. Darstellung und Deutung seiner Theologie, Olten 1951.
Karl Barth, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Vorgeschichte und ihre Geschichte, Zürich 1947, [4]1981.
Alfred Bölle, Die Seminarfrage im Bistum Basel für die Zeit von Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Rom 1964.
Philippe Chenaux, La renaissance thomiste en Suisse romande dans les années 1920, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 85 (1991) 119–138.
Victor Conzemius, Katholizismus ohne Rom, Zürich/Einsiedeln 1969.
Emerich Coreth/Walter M. Neidl/Georg Pfliegersdorfer (Hg.), Christliche Philosophie im katholischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 2: Rückgriff auf scholastisches Erbe, Graz/Wien/Köln 1988.
Eberhard Jüngel, Karl Barth (1886–1968), in: TRE (Berlin 1980), V, 251–268.
Hans Küng, Rechtfertigung. Die Lehre Karl Barths und eine katholische Besinnung, Einsiedeln 1957; [4]1967.
Urs Küry, Die Altkatholische Kirche. Ihre Geschichte, ihr Leben, ihr Anliegen, Stuttgart 1966; [3]1982.
Stephan Leimgruber, Ethikunterricht an den katholischen Gymnasien und Lehrerseminarien in der Schweiz. Analyse der Religionsbücher seit Mitte des 19. Jahrhunderts, Fribourg 1989.
Stephan Leimgruber/Max Schoch (Hg.), Gegen die Gottvergessenheit. Schweizer Theologen im 19. und 20. Jahrhundert, Basel/Freiburg/Wien 1990.
Stephan Leimgruber, Die ethisch-religiöse Erziehung in der katholischen Sondergesellschaft, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 85 (1991) 9–24.
Franz Rast (Hg.) Theorie und Praxis der Katechese zugleich Bericht über den Katechetischen Kurs in Luzern, Luzern 1909.
Peter Schmid, Kirchentreue und christlicher Pragmatismus. Die Friedensarbeit und sozialethische Verkündigung des Luzerner Theologen Albert Meyenberg (1861–1934), Bern 1987.
Helmut Sorgenfrei, Die geistesgeschichtlichen Hintergründe der Sozialenzyklika «Rerum Novarum», Löwen 1970.
Alois Steiner, Der Rex-Verlag Luzern, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 85 (1991) 171–193.
Alfred Stoecklin, Schweizer Katholizismus zwischen Ghetto und konziliarer Öffnung. Eine Geschichte der Jahre 1925–1975, Zürich/Einsiedeln/Köln 1978.
Heinz Zahrnt, Die Sache mit Gott. Die protestantische Theologie im 20. Jahrhundert, München 1966.